

47]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nord.

Pelle sah ihn an, bis es ihn in der Brust brannte. Dann nahm er den Meister auf seinen Arm und trug ihn vorsichtig hinaus in den Schneegang. „Du bist stark, Du, Herr Du meines Lebens!“ Der Meister hielt sich krampfhaft fest, den einen Arm um seinen Hals, während er den anderen in der Luft schwenkte, herausfordernd wie der Kraftmensch im Birkus. „Hip, hip,“ er war angesteckt von Pelles Kräften. Vorsichtig wühlte er in der glitzernden Wölbung, seine Augen schimmerten wie Eiskristall, aber in seinem magern Körper raste der Brand. Pelle fühlte es wie ein verzehrendes Feuer durch alle Glieder hindurch.

Am nächsten Morgen führten sie den Gang ganz weiter bis an Väters Jörgens Treppe, und dann war die Verbindung mit der Umwelt fertig. Da drüben waren im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden große Dinge geschehen. Marie hatte sich bei dem Gedanken, daß der Untergang der Welt vielleicht nahe davor stand, so aufgereggt, daß sie eiligst den kleinen Jörgen in die Welt setzte. Der alte Jörgen war im siebenten Himmel; er mußte gleich hinüber und es erzählen. „Ein wahrer Teufel ist er, mir wie aus den Augen geschnitten.“

„Das will ich schon glauben,“ rief Meister Andres aus und lachte. „Nun bist Du doch zufrieden, Onkel Jörgen?“

Aber Jeppe nahm die Mitteilung sehr kühl auf. Ihm gefielen die Verhältnisse da drüben bei dem Bruder nicht. „Dreut sich Sören über den Jungen?“ fragte er vorsichtig.

„Sören?“ Der Väters stimmte ein schallendes Gelächter an. „Der denkt nur an das jüngste Gericht und betet zum lieben Gott, der!“

Späterhin am Tage hörte man den Klang von Schaufeln. Die Arbeiter waren da draußen; sie säuberten den einen Bürgersteig so weit, daß man gerade hindurchkommen konnte. Die Fahrstraße hing oben in der Höhe des Daches. Nun konnte man ja wieder an den Hasen hinabkommen, das war ebenso, als wenn man nach einem Erstickungsanfall wieder Luft bekommen konnte. So weit das Auge reichte, breitete sich das Eis aus. Auf die hohe Kante gepackt und mit langen Schanzeln startete es dort, wo die Brandung geraust hatte. Ein Orkan war im Anzuge. „Gott sei Dank,“ sagten die alten Seeleute, „jetzt spaziert das Eis davon!“ Aber es rührte sich nicht. Und dann wußte man ja, daß das ganze Meer zugefroren war. Da konnte kein offener Fleck so groß wie eine Tischplatte für den Sturm sein, um von dort aus seinen Angriff zu beginnen. Aber ein wunderlicher Anblick war es, das Meer tot und leblos daliegen zu sehen, wie eine steinerne Wüste mitten während dieses verheerenden Sturmes.

Und eines Tages kam der erste Bauer zur Stadt und brachte Nachricht vom Lande. Die Gehöfte da draußen waren eingeschneit; man mußte sich einen Gang in das offene Feld hinaus graben und die Pferde eins nach dem andern da hindurch führen; von Unglücksfällen wußte er jedoch nicht zu berichten.

Neglicher Betrieb stockte, niemand konnte sich zu etwas aufraffen; es mußte auch gespart werden, namentlich an Stehlen und Petroleum, die beide auszugehen drohten. Die Klausleute hatten schon im Anfang der zweiten Woche gewarnt. Da begannen die Leute, zwecklose Taten zu verrichten. Sie bauten wunderliche Dinge aus Schnee oder begaben sich auf die Wanderung über das Eis von Stadt zu Stadt. Und eines Tages rüsteten sich ein Dutzend Männer, um mit dem Eisboot nach Schweden zu gehen und die Post zu holen. Man konnte die Nachricht von der Welt da draußen nicht länger entbehren. Auf Christiamö hatten sie die Notlaggen gehißt; man sammelte Vorräte, hier ein wenig, dort ein wenig, und rüstete sich, eine Expedition hinüber zu senden.

Nun kam die Not dahergewandert. Sie wuchs aus dem verschlossenen Erdboden hervor und ward das einzige Gesprächsthema. Aber nur die, die ihr Schäfchen einigermaßen im Trocknen hatten, sprachen darüber, die Notleidenden schwiegen. Man rief die Wohltätigkeit an; da waren ja Bjerregravs fünftausend Kronen in der Kasse. Aber die

waren nicht da. Reeder Monsen behauptete, Bjerregrav habe sie seinerzeit zurückerhalten. In Bjerregravs Nachlaß befand sich kein Beweis für das Gegenteil. Nun, die Leute wußten ja auch nichts Bestimmtes, und die Sache gab immer reichlich Stoff zu einer Unterhaltung. Wie dem nun auch sein mochte, Monsen war der große Mann wie immer. Er gab tausend Kronen aus der eigenen Tasche für die Bedürftigen.

Ueber das Meer hin gingen viele Augen, aber die Männer mit dem Eisboot kehrten nicht zurück. Das Mystische „da draußen“ hatte sie verklärt. Es war, als sei die Welt ins Meer gesunken, dort hinter der holperigen Eisfläche, die bis an den Horizont reichte, lag jetzt der Abgrund.

Die „Heiligen“ waren die einzigen, die sich regten; sie hielten überfüllte Versammlungen ab und sprachen über den Untergang der Welt. Alles andere lag wie tot da. Wer kümmerte sich unter diesen Verhältnissen wohl um die Zukunft? In der Werkstatt saßen sie mit Ueberroß und Mühe und froren; der Rest Kohlen, der noch da war, mußte für den Meister aufgespart werden. Pelle war jeden Augenblick da drinnen. Der Meister sprach nicht mehr viel, sondern lag da und warf sich hin und her, die Augen zur Decke emporgerichtet. Aber sobald Pelle gegangen war, klopfte er wieder. „Wie mag es jetzt wohl gehen?“ fragte er müde. „Lauf nach dem Hasen und sieh, ob das Eis sich nicht bald lichtet. Es gibt so viel Kälte; die ganze Erde wird ja auf diese Weise ein Eisklumpen. — Heute abend halten sie gewiß wieder eine Versammlung über das jüngste Gericht ab. Lauf hin und höre, wie sie darüber denken.“

Pelle lief und kam mit dem Bescheid, aber wenn er kam, hatte der Meister es in der Regel schon wieder vergessen. Von Zeit zu Zeit konnte er melden, daß das Meer als blauer Schimmer zu sehen sei, ganz hinten im Eis. Dann leuchtete es auf in den Augen des Meisters. Aber bei der nächsten Meldung war das Ganze wieder aus. „Das Meer frißt das Eis noch, das sollst Du sehen,“ sagte Meister Andres wie aus weiter Ferne. „Aber vielleicht kann es nicht so viel verdauen. Dann gewinnt die Kälte die Oberhand, und fertig sind wir!“

Aber eines Morgens trieb die Eismasse dem Meere zu, und hundert Männer machten sich daran, die Einfahrt mit Dynamit von Eis zu säubern. Es waren drei Wochen vergangen, seit man Post von der Außenwelt erhalten hatte, und der Dampfer ging aus, um nach Schweden zu fahren und Nachrichten einzuholen. Er wurde da draußen von dem Eis erfasst und nach Süden zu gewalzt; vom Hasen aus konnten sie ihn in einem Zwischenraum von Tagen im Eisgang vorüberwandern sehen, bald nach Norden und bald nach Süden.

Endlich zerprangen die schweren Banden ganz. Aber es war hart für die Erde und die Menschen, sich wieder aufzurichten. Alles hatte einen Knacks bekommen. Der Meister konnte den Umschlag von dem scharfen Frost zur Tauleist nicht wieder verwinden. Wenn der Husten nicht in ihm zerrte, lag er ganz still da. „Ach, ich leide so schrecklich, Pelle!“ klagte er flüsternd. „Schmerzen habe ich nicht, aber wie ich leide, Pelle!“

Aber dann eines Morgens war er guter Laune. „Jetzt bin ich über den Wendepunkt hinaus,“ sagte er mit schwacher, aber fröhlicher Stimme. „Nun sollst Du nur sehen, wie schnell ich mich erhole. Welchen Tag haben wir heute eigentlich? — Donnerstag? Tod und Teufel, dann muß ich ja mein Los erneuern. Ich bin so leicht, die ganze Nacht bin ich durch die Luft geschwebt, und wenn ich nur die Augen schließe, dann fliege ich wieder. Das ist die Kraft in dem neuen Blut. Zum Sommer bin ich ganz gesund. Dann will ich hinaus und die Welt sehen! Aber, zum Teufel auch, das Beste kriegt man ja doch nie zu sehen, den Weltenraum und die Sterne und das alles! Dann müßte man ja fliegen können. Aber über Nacht bin ich dagewesen.“

Dann übermannte ihn der Husten wieder. Pelle mußte ihn aufrichten; bei jedem Stoß klang es wie ein nasses Klatschen in ihm. Er hielt die eine Hand auf Pelles Schulter und stützte die Stirn gegen seine Brust. Plötzlich verstummte der Husten, die weiße, knochige Hand krallte sich schmerzhaft in Pelles Schulter. „Pelle, Pelle!“ stöhnte der Meister und sah ihn in schredlicher Angst mit seinen brechenden Augen an.

„Was er nun wohl sehen mag,“ dachte Pelle schaudernd und legte ihn in die Kissen zurück.

Oft genug mußte Belle es bereuen, daß er sich auf fünf Jahre als Lehrling verdingen hatte. Er hatte während seiner Lehrzeit hundert, wohl auch zweihundert Tungen in die Reihe der Gesellen aufrücken sehen; dann wurden sie sofort auf die Straße gesetzt, während neue Lehrlinge vom Lande und aus der Stadt die Zahl wieder vollmachten. Da standen sie dann und sollten auf eigene Faust anfangen. In den meisten Fällen hatten sie nichts Ordentliches gelernt, sondern hatten nur dagefessen und das tägliche Brot für den Meister erarbeitet; nun sollten sie plötzlich dem Fach gegenüber die Verantwortung übernehmen. Einmal war vor die Hunde gegangen, Peter war Landbrieftträger und verdiente eine Krone den Tag; dafür mußte er fünf Meilen gehen. Wenn er nach Hause kam, konnte er sich mit Friem und Pechdraht hinsetzen und den Rest für den Lebensunterhalt während der Nacht verdienen. Viele verließen das Fach ganz. Sie hatten ihre besten Jugendjahre nutzlos mit Arbeit verbracht. Jens war es nicht besser ergangen wie den meisten. Er sah da und machte Plückerarbeit als kleiner Meister; sie hungerten geradezu. Das Mädchen hatte kürzlich eine Fehlgeburt gehabt, und sie hatten nichts zu beißen und zu brechen. Wenn Belle zu ihnen heraustrat, sahen sie in der Regel da und starrten einander mit roten Augen an; über ihren bangen Köpfen hing die Polizei wie eine Drohung, weil sie ja nicht verheiratet waren. „Wenn ich mich nur auf Erdarbeiten verstehe,“ sagte Jens, „so würde ich aufs Land hinausgehen und bei einem Bauern dienen.“ Bei all seiner Sorglosigkeit konnte Belle nicht umhin, in all den andern sein eigenes Schicksal zu sehen; nur seine Anhänglichkeit an Meister Andres hatte ihn verhindert, Meißhaus zu nehmen und etwas anderes anzufangen.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Verständigung.

I.

Cambon: Ich stelle also im Namen Frankreichs die Frage, auf die alles ankommt: Was will Deutschland in Agadir?

Riderlen: Ich werde die Frage beantworten, sobald Sie mir gesagt haben werden, was Frankreich in Fez will. Der Vertrag von Algeciras

Cambon: Weiß schon, weiß schon. So kommen wir nicht weiter. Ich werde nicht sagen, was Frankreich will, Sie werden nicht verraten, was Deutschland will. Damit würden wir die Verhandlungen vor ihrem Beginn abbrechen müssen. Das wäre das Ende —

Riderlen: — unserer Herrlichkeit. Wenns keine Verhandlungen gibt, werden die Völker fragen, wozu sie Diplomaten bezahlen?

Cambon: Sehen Sie, lieber Riderlen, wir kommen uns schon näher. Stellen wir die Frage so: Was wollen Sie persönlich?

Riderlen: Das Gleiche, wie Sie, verehrter Kollege. Zunächst vollständige Geheimhaltung unserer Verhandlungen. Kein Sterbenswörtchen in die Presse!

Cambon: Aber natürlich. Was würde man sonst von uns sagen! Uns Staatsmännern glaubt man nur so lange, daß wir Weltgeschichte machen, als niemand erfährt, wie wir sie machen.

Riderlen: Das wäre Verrat von Geschäftsgeheimnissen. Das wäre der Krieg —

Cambon: — gegen alle Diplomaten.

Riderlen: Ehrenwort, ich bringe kein Wort hinaus.

Cambon (gibt ihm die Hand): Ehrenwort!

(Riderlen schickt an August Scherl folgende Note: „Die Verhandlungen zwischen dem französischen Votsdaster und Herrn von Riderlen-Wächter haben unter den freundlichsten Auspizien begonnen. Ueber die wichtigsten Vorfragen wurde bereits in beiderseitigem Entgegenkommen eine völlige Einigung erzielt.“)

II.

Riderlen: Deutschland besteht auf einem Vertrag. Wir müssen einen billigen Vertrag schließen.

Cambon: Darf ich mir die Frage erlauben, welchen Inhalt dieser Vertrag haben soll?

Riderlen: Das ist uns Wurscht. Die Hauptsache ist ein Vertrag.

Cambon: Hat Deutschland nicht an Algeciras genug?

Riderlen: Was wäre ich ohne Algeciras!

Cambon: Ah, ich verstehe. Wir brauchen Verträge, um wechselseitig behaupten zu können, daß sie verletzt werden.

Riderlen: Natürlich, gäbe es keine Verträge, so gäbe es keine Rechtsgründe, die wir anführen können, wenn wir Konflikte brauchen. Die Staatsmänner wären überflüssig. Wir können ohne die internationale Moral nicht leben.

Cambon: In der Tat, wir müssen eine Moral haben, um uns ihre Mißachtung vorwerfen zu können. Ich sehe die Notwendigkeit eines neuen Vertrages ein.

Riderlen: Er ist die Vorbedingung für die Fortsetzung unseres Handwerks.

Cambon: Aber ein Vertrag braucht sozusagen doch auch einen Inhalt.

Riderlen: Da liegt die Schwierigkeit.

Cambon: Denken wir darüber nach.

Riderlen: Das ist sehr schwer . . .

(Die „Kölnische Zeitung“ meldet offiziös: Die Verhandlungen sind leider ins Stocken geraten. Die Schwierigkeiten einer Verständigung sind groß, wenn auch die Hoffnung nicht aufgegeben zu werden braucht, daß sie nicht unüberwindlich sind. Kaltes Blut und trodenes Pulver!)

III.

Riderlen: Ich hab's. In dem Vertrag muß etwas von Kompensationen stehen.

Cambon: Ganz meine Meinung: Kompensationen sind das Brot der Staatsmänner

Riderlen: — wie der Krieg unser Lebenselixier. Wenn wir den Leuten nicht einreden können, daß wir den Krieg zu verhindern vermögen, sind wir verloren.

Cambon: Und wenn wir den Leuten den Krieg selbst nicht einreden könnten, wären wir auch nicht imstande, ihn durch Kompensationen zu verhüten, und unser Betrieb wäre abermals bankrott.

Riderlen: Also, Frankreich muß uns als Kompensation eine Kolonie geben.

Cambon: Mit Vergnügen. Indessen, wenn wir Deutschland eine Kolonie schenken, könnte man meinen, wir wären besiegt, wir hätten uns aus Angst unterworfen. Das erträgt die nationale Ehre des französischen Volkes nicht.

Riderlen: Unser deutsches Volk ist nicht so anspruchsvoll, das kümmert sich um solche Dinge nicht. Aber Majestät will einen Erfolg.

Cambon (verbindlich): Dazu will ich gern behilflich sein, aber niemals auf Kosten der Ehre.

Riderlen: Wenn Sie uns keine Kolonie geben können, so müssen wir eben Kolonien tauschen.

Cambon: Aha, weder Sieger noch Besiegte! Ein Ausweg? Was wollen Sie aber haben?

Riderlen: Wenn wir um ein Bißchen Kongo bitten dürften?

Cambon: Und was bieten Sie dafür?

Riderlen: Togo!!

Cambon: Mein Herr, Sie wollen mich foppen.

Riderlen (inständig): Nehmen Sie Südwest-Afrika.

Cambon: Um keinen Preis der Welt.

Riderlen (flehend): Nehmen Sie Kamerun!

Cambon: Sagen Sie lieber: Nehmen Sie uns Kamerun ab!

Riderlen (bestehend): Die Marianen, Karolinen, Samoa?!

Cambon: (zuckt die Achseln)

Riderlen (entschlossen): Deutschland besteht darauf, daß wir alle unsere Kolonien an Frankreich abtreten.

Cambon: Das ist keine Kompensation, das ist eine Veseidigung, und ein Raub obendrein!

Riderlen (bedeutungsvoll): Wollen Sie unsere Kolonien haben oder nicht?

Cambon (heftig): Nein, zum Teufel mit Ihren Kolonien, Wir haben genug an den unsrigen.

Riderlen: Sie müssen unsere Kolonien haben. (Geierlich): Wir Deutschen fürchten Gott, sonst

Cambon: Sie vergessen, mein Herr, daß wir in Frankreich den Staat von der Kirche getrennt haben. Ich bin mirhin verpflichtet, den lieben Gott aus dem Spiel zu lassen. Wir Franzosen fürchten dagegen die deutschen Kolonien. So reich sind wir nicht, um uns den Luxus zu erlauben.

Riderlen: Entweder — oder . . .

Cambon: Oder nicht . . .

(Der „Matin“ meldet aus Berlin: Die Verhandlungen sind abgebrochen. Die Ansprüche Deutschlands sind unerfüllbar.)

IV.

Riderlen: Wenn Sie unsere Kolonien nicht haben wollen, so müssen wir auf den Tausch verzichten. Dann nehmen wir auch nie und nimmer den Kongo.

Cambon: Aber wir müssen doch zu irgend einem Ergebnis kommen. Wie ständen wir sonst da! Es gibt immer noch ein Mittel.

Riderlen: Ich weiß keines mehr

Cambon: Der Status quo!

Riderlen (strahlend): Daß wir das nicht gleich eingefallen! Der Status quo — das hilft uns beiden aus der Klemme. Aber der Status quo — mit Vertrag und Kompensationen!

Cambon: Reden wir also von — Marokko.

Riderlen: Lassen wir Marokko aus dem Spiel, Majestät — — —

Cambon: Ich bin unterrichtet. Trotzdem ist Marokko eine ewige Fundgrube, eine unererschöpfliche Quelle für weitere diplomatische Verwicklungen.

Riderlen: Wir dürfen den Quell nicht verstopfen.
Camhon: Folglich müssen wir einen Vertrag schließen, in dem wir den Status quo ausdrücklich anerkennen. Marokko bleibt souverän. Deutschland läßt uns die politische Freiheit friedlichen Einflusses im Lande.

Riderlen: Und die Kompensationen?

Camhon: Sehr einfach! Wir teilen Marokko wirtschaftlich auf. Deutschland erhält den Süden. Wir überlassen Ihren wütigen Mannesmann gern den Verbern. Bedenken Sie die Vorteile!

Riderlen: Herrlich, jeden Tag kann es einen neuen Konflikt geben. Wirtschaftliche Aufteilung! Die Formel ist eine prächtige Lösung —

Camhon: — weil sie jede Lösung verhindert!

Riderlen: Die Völker werden sich wundern, wie unentbehrlich wir sind. Im Vertrauen, ich möchte Marokko nicht geschenkt haben.

Camhon: Wir auch nicht. Wo bliebe da sonst die Reibungsfläche zwischen uns, die wir zur Aufrechterhaltung des diplomatischen Betriebes brauchen.

Riderlen (übermütig): Es lebe die Reibungsfläche —

Camhon: der Völker und die Einheit —

Riderlen: von uns Staatsmännern! Der Krieg wird abgesetzt. Die Diplomatie hat gerettet!

Camhon: — ist gerettet!

(Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung meldet die Erhebung des Herrn v. Riderlen in den Grafenstand und die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den französischen Votschafter in Berlin, Herrn Camhon.)

Kessr.

(Nachdruck verboten.)

Waldbrände.

Von J. Linke.

In der Zeit der großen Hitze lesen wir von zahlreichen Waldbränden, die nicht nur im Deutschen Reich, sondern überall da vorkommen, wo die Hitze ihren Einfluß ausübt. Daß die Hitze geeignet ist, Waldbrände zu begünstigen und herbeizurufen, ist bekannt. Ueberall, wo größere Haufen organischer Substanzen lagern, ist die Gefahr der Selbstentzündung gegeben, weil der Prozeß der Fäulnis in ihnen große Wärme erzeugt. Nun steht unter den den Wald gefährdenden äußeren Einflüssen seiner Gefährlichkeit und Bedeutung nach das Feuer obenan. Trotz aller Aufsicht und aller nur erdenklichen Gegenmaßregeln werden alljährlich selbst noch in Deutschland in trockenen Jahren Tausende von Hektaren durch Waldbrände verwüstet. Die dadurch entstehenden Schäden an wirtschaftlichen Gütern sind nicht unbedeutend; sie betragen in Preußen aber dennoch nicht ein Hundertstel des gesamten Feuerschadens überhaupt. In einigen Jahren haben sie jedoch eine Größe erreicht, die nicht unbeträchtlich ist, so daß sich, namentlich im Hinblick auf die amerikanische Waldwirtschaft, dieser Frage die öffentliche Aufmerksamkeit mehr zuwandte als bisher.

In Preußen wird seit dem Jahre 1881 eine Statistik der Brände aufgemacht, die auch für die Waldbrände Nachweise enthält. Wenigstens war es so bis vor kurzem oder was man in der preussischen Statistik „vor kurzem“ nennen mag. Die preussische Statistik macht nämlich ebenso langsam wie die berühmten Mühlen Gottes. Ich glaube garantieren zu können, daß die Statistik der Brände des Jahres 1910 im Jahre 1925 vorliegen wird. Wislang liegt die Statistik der Brände, die nicht etwa stagniert, sondern wirklich auch fortgesetzt wird, bereits bis 1898 vor. Die Waldbrände werden aber seit 1894 nicht mehr besonders berücksichtigt. Legen wir also in Ermangelung von besserem die Zahlen von 1881 bis 1894 zugrunde, so ergeben wir daraus, daß jährlich in Preußen durchschnittlich 388 Waldbrände stattfanden, die 448 Besitzungen betrafen. Dabei wurden 1962 Hektar Fläche beschädigt und 383 207 M. Schaden verursacht. Diese Jahresdurchschnittszahlen mögen etwa die gleichen bleiben, da ja die waldbestandene Fläche ebenfalls sich wenig verändert. Naturgemäß sind die Schäden in den einzelnen Jahren sehr verschieden. 1884 belief sich der Schaden auf nur 92 000 M., wohingegen er 1892 auf 1,4 Millionen Mark anschwoll. Dabei sind alle Schäden berücksichtigt, die mindestens 1 M. betragen. Aus den genaueren Zahlen ergibt sich, daß mit der Vermehrung der Brände eine viel größere der betroffenen Besitzungen zusammenfällt. Wie so oft tauschen aber die Durchschnitts. Eine Teilung nach natürlichen Gruppen zeigt, daß z. B. von den 157 Besitzungen, nach denen 1893 ein anderswo ausgebrochener Waldbrand übertragen wurde, nicht weniger als 93 auf den einzigen Regierungsbezirk Aachen mit seinen 53 Bränden und 146 beschädigten Besitzungen fallen, wo eine starke Parzellierung des Grund und Bodens herrscht. Es waren eben hauptsächlich kleine Besitzungen, die in den schlimmsten Jahren von Bränden betroffen wurden, etwa Brände kleiner Gehölze, Wodenlauf- oder Bispelfeuer, die auf benachbarte Besitzungen übergriffen haben. Sonst ist zu bemerken, daß der Wert des Verlustes in jeder Hinsicht mit der Zahl der Brände zunimmt, so daß in schlimmsten Jahren der Schaden auf 1 Hektar das anderthalbfache von dem in guten Jahren betragen hat.

Vergleichen wir die Höhe der entstehenden Schäden mit denen der amerikanischen Waldbrände, auch mit denen in Rußland,

Schweden und Griechenland, so erscheinen sie verschwindend. Namentlich in Amerika ist die Verwüstung des Waldes durch Waldbrände ungeheuer! Als die ersten Europäer auf dem neuen Erdteile landeten, lag eine unermessliche Waldfläche vor ihnen. Unberührter, ununterbrochener Wald erstreckte sich damals von der Südspitze Floridas bis zur Küste Labradors durch 35 Breitengrade und von der Küste des atlantischen Ozeans bis zum Rande der Prärie, das sind volle zwanzig Längengrade. Der Wald bedeckte an Bodenfläche ursprünglich das Fünftel des deutschen Reiches; was heute davon noch vorhanden ist, kann man nur schätzungsweise angeben; es mag immer noch ein Fünftel der ganzen Fläche sein, also etwa die Größe des deutschen Reiches, unberührter Wald vorhanden sein. Der ursprüngliche Urwald stockte auf allen Bodenarten, im Gebirge, wie auf der Ebene. Kein Fels in den Alleghanybergen war zu steil, um nicht vereinzelte Bäume in seinem zerklüfteten Gestein zu ernähren; kein Boden der Ebene war zu mager und zu steinig, als daß nicht das Jahrhundert lange ungestörte Walten der Natur einen fastlichen Hochwald hätte aufwachsen lassen. Nur sumpfige, den größten Teil des Jahres unter Wasser gefohle Tiefländer entbehrten des Baumwuchses. Mit Feuer und Art stürmte man aber darauf los, um möglichst rasch an Stelle des Segen bringenden herrlichen Waldes eine Steppe zu setzen. Heinrich Wahr sagt in seinem Buche über die Waldungen Amerikas: „Diese Tatsache verdient als Dokument für spätere Generationen aufbewahrt zu werden; denn schon heute ist der Wald vielfach so gründlich vernichtet worden, daß man überhaupt zweifeln könnte, ob in der Tat überall Wald die natürliche Bodenbedeckung bildet oder gebildet hätte.“

Um einen Begriff von der Größe der Verwüstungen in Amerika zu bekommen, sei nach Prof. Sargents Bericht mitgeteilt, daß in dem einzigen Jahre 1879/80 408 960 Hektar Wald niedergebrannt und dabei an Wert etwa 100 Millionen Mark vernichtet worden sind.

Die Ursache der Waldbrände sind mannigfacher Art; Fahrlässigkeit, Böswilligkeit, Egoismus sowie der Funkenflug aus Lokomotiven sind die wichtigsten. Fahrlässige und böswillige Brandstiftung fällt überall unter die allgemeinen Straftatbestände. Böswilligkeit festzustellen, ist sehr schwierig, weil Waldbrände gewöhnlich erst spät entdeckt werden und dem Täter inzwischen Gelegenheit gegeben ist, die Spuren seiner Tätigkeit zu verwischen. Weniger Böswilligkeit als unvernünftige Gewohnheit ist es, daß im Westen Amerikas die Jäger das sogenannte Linderbrunn, das Unterholz — das ist im Urwalde die zukünftige Waldgeneration — niederbrennen, um im Zielen weniger behindert zu sein! Anderswo werden die Wälder in Brand gesteckt, um das Wild nach bestimmten Regionen zusammenzutreiben!

In Deutschland wird die unvorsichtige Handhabung brennender und glimmender Gegenstände, das Betreten des Waldes mit unvermahrtem Feuer, insbesondere das Tabak- und Zigarrenrauchen im Walde während der trockenen Zeit, vielfach jedoch meist erfolglos, unterjagt. Der größte Teil aller Waldbrände namentlich in der Nähe von Städten wird durch fahrlässiges Wegwerfen glimmender Zigarrenreste und Fünfhölzer veranlaßt.

Die alte Gewohnheit des Heide- und Moor Brennens, ebenso das sogenannte Ueberlandbrennen in den Hadwaldungen, begünstigen die Feuersgefahr wesentlich. In den östlichen Provinzen Preußens und der Provinz Hannover führte das seinerzeit zu größeren Brandschäden. In Hannover wurde die Gefahr wesentlich verstärkt durch ausgedehnte Nadelholzplantagen, welche der rasch erfolgten Aufforstung ehemaliger Heideflächen ihre Entstehung verdanken. In einzelnen Oberförstereien ist sogar die Errichtung von Feuerwachtürmen nötig gewesen, auf denen während der gefährlichsten Jahreszeit Beobachtungsmannschaften stationiert wurden, da in den betreffenden dünnbesiedelten Gegenden alles darauf ankommt, die Waldbrände alsbald nach ihrem Entstehen zu entdecken.

Das Moor- und Heidebrennen ist durch Forstpolizeigesetze jetzt nur unter Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln gestattet. Die sonstigen Sicherheitsmaßregeln sind mannigfacher Art. So wird die Gründung von Niederlassungen und namentlich solchen von feuergefährlichen Anlagen innerhalb einer gewissen Entfernung vom Walde nur mit besonderer Genehmigung gestattet. Gewerbliche Betriebe, die Feuer nötig haben, wie Köhlerei, Teer- schmelzerei usw., innerhalb des Waldes unterliegen besonderen Bestimmungen.

Eine ganze Anzahl von Waldbränden wird alljährlich durch die Funken der Lokomotiven veranlaßt. Dank der getroffenen Vorbeugungsmaßregeln aber hält bei uns zu Lande die Zahl der auf diese Weise entstehenden Brände mit der Vergrößerung des Bahnnetzes nicht gleichen Schritt. Zudem wird durch die verschiedenartigsten Vorkehrungen solchen Schäden möglichst vorzubeugen gesucht. Die eine Sorte wird an den Lokomotiven selbst getroffen und besteht in der Anordnung von Funkenfängern und sicherer Verschlässe der Aischenkästen. Funkenfänger werden nach verschiedenartiger Prinzipien konstruiert; entweder werden Drahtgitter über der Aschensteinoöffnung angebracht oder Siebe über der oberen Siederrohrreihe des Lokomotivfessels, Kupferblechspiralen im Aschenstein (Strubischer Funkenfänger) usw. Sodann schreibt der § 10 der Betriebsordnung der Eisenbahnen Deutschlands, sowie die Vorschriften über den Fahrdienst das Verhalten des Lokomotivpersonals vor. Danach ist an feuergefährlichen Stellen bei Wind das Heizen und der Gebrauch jugentschender Vorkehrungen ver-

boten. Diese Stellen sind für den Lokomotivführer dadurch kenntlich gemacht, daß in der Höhe seines Gesichts die Telegraphenstangen einen Meter hoch mit weißer Oelfarbe umringelt sind. Leider sind bei der zunehmenden Leistung der Lokomotiven für manche Lokomotivführer diese Maßregeln nicht durchzuführen. So sind auch hier wie so vielfach die Sicherheitsmaßregeln wohl vorhanden, aber nur auf dem Papier, während sie in Wirklichkeit undurchführbar sind.

Längs des Bahnkörpers werden zur Erhöhung der Sicherheit Maßregeln ergriffen, weil es kaum zu vermeiden ist, daß glühende Kohlen- und Aschenteile aus der Lokomotive entfallen. Längs der Bahnkörper werden sogenannte Brandschutzstreifen angelegt, in Nadelholzabwäldungen häufig hinter und parallel mit diesen noch Feuergräben, 1,5 Meter breit und 0,4 Meter tief, gezogen, in denen alle 70 bis 100 Meter Quergräben zur Verbindung mit dem wunden Boden der Schutzstreifen auslaufen. Die Breite der Schutzstreifen soll bei Nadelholz 21 Meter, bei Laubholz 15 Meter betragen. Sie sind in Deutschland allgemein vorgeschrieben und müssen von den Eisenbahnverwaltungen mitertworben werden. Da jedoch durch die Forstverwaltung ihre Benutzung besser gesehen kann als durch die Eisenbahnen, werden die Schutzstreifen in neuerer Zeit an die Forstverwaltung zurückgegeben und von dieser mit lichttronigen Laubhölzern, wie Birken, Kazien, Eichen usw., besetzt, von deren frischgrünen Laubhölzern man ein Abfangen der Funken erwartet. Der Boden der Schutzstreifen wird zur Verhinderung von Bodenlauffeuern vollständig holzfrei erhalten, an besonders gefährlichen Stellen durch ständige Brandwächter.

Der Schaden, den dennoch die Eisenbahn dem Waldkapital zufügt, ist ganz bedeutend. Wer heutzutage im amerikanischen Kontinent reist, muß sich an die Kohlenäulen zu beiden Seiten der Bahn gewöhnen: von der Bahn aus haben die Feuer unzählige Male meilenweit in den Wald eingegriffen. Auf den älteren Bahnen verringerte sich die Feuergefahr alljährlich durch das ständige Niederbrennen der Bäume auf den Lichtungen zu beiden Seiten der Bahn.

Die Löschung ausgebrochener Waldbrände erfolgt durch Ausschlagen des Feuers mit grünen Zweigen, Werfern mit Erde, Abschneiden des Feuers mittels Auftrieb eines sogenannten Feuergestells, Ziehen von Gräben, Führung eines Gegenfeuers, bei Erdbränden auch durch Einleitung von Wasser. Die dazu nötigen Hilfskräfte sind in der Eile immer schwer herbeizuholen; deshalb bestehen in vielen Ländern gesetzliche Bestimmungen, die die Bewohner nahegelegener Ortschaften verpflichten, bei Waldbränden sofortige Hilfe zu leisten. Das ist um so leichter, als sich noch immer eine große Reihe von Nützlichkeitsberechtigungen an die Forsten knüpfen. So verpflichtet Frankreich die Nützlichkeitsberechtigten und bedroht sie im Weigerungsfalle mit empfindlichen Freiheitsstrafen. In Preußen sind durch das Feld- und Forstpolizeigesetz alle Aufgeborenen zur Löschhilfe verpflichtet bei Androhung einer Geldstrafe bis zu 30 M. oder einer Haftstrafe bis zu 14 Tagen.

Wie machtlos man trotzdem gegen Waldbrände, namentlich gegen Wipfelsfeuer, ist, zeigte sich bei einem Brande im Mai 1889 in der Oberförsterei Hundshagen; der Brand durchweilte das Revier von einer Grenze bis zur entgegengesetzten mit einer Geschwindigkeit von 10 Kilometer in der Stunde; er erstreckte sich in verhältnismäßig geringer Breite über 800 Hektar und machte den Einschlag von 19 425 Festmetern Derbholz nötig. Viele dabei beobachteten Erscheinungen sind bis heute noch nicht genügend geklärt; so ist es merkwürdig, daß der durch menschliches Zutun nicht aufgehaltene Brand sich nicht seitwärts ausdehnte, obwohl es dem Feuer an Nahrung dort nicht gefehlt hätte, und daß ein Waldbrand in der Oberförsterei St. Andreasberg im Juli 1883, der sich über 22,5 Hektar ausdehnte, plötzlich ohne erkennbare Ursache erlosch.

Wie bei anderen Mobilien und Immobilien sollte man angesichts der doch nicht ganz unbedeutenden Forstbrandschäden eine Versicherung gegen solche Vorfälle vermuten, wenigstens für die der Gefahr einer gänzlichen Vernichtung ausgefetzten jungen Bestände. Ältere Bestände werden selten ganz vernichtet, da Stammfeuer zu den Seltenheiten gehört. Was jedoch die Brandstatistik hinsichtlich der Waldversicherung aufzuweisen hat, ist nicht gerade bedeutend. Während der Zeit von 1882 bis 1894 waren nur 82 Bestigungen mit einer Summe von 969 189 M. versichert. Die während dieser Zeit gezahlte Versicherungssumme betrug nur 15 639 M. Es war mithin nur 1/3 vom Tausend des gesamten Forstschadens versichert. Die Frage der Versicherung gegen Waldbrände ist aber wegen der hohen Versicherungsprämie noch immer offen; die Versicherung wird jetzt noch meist als unrentabel und unzumutbar angesehen. Die Sache wird wahrscheinlich erst wieder akut und ventilierter werden, wenn der Geldwert des Holzes wie der aller Naturprodukte sich weiter gesteigert haben wird zu einer Höhe, die die Belastung einer Versicherungsprämie auszuhalten vermag.

Kleines feuilleton.

Physikalisches.

Der Wasserstoffmantel der Erde. Die Erforschung des Luftmeeres, nicht nur durch Ballons und Flugschiffe, die den Menschen selbst in mehr oder weniger große Höhen führen, sondern

besonders durch unbemannte, sogenannte Pilotballons, die selbstschreibende Apparate mit sich nehmen und so Nachrichten über die Beschaffenheit sehr hoher Luftschichten bringen, hat während der letzten Jahrzehnte eine große Erweiterung unserer Kenntnis der irdischen Atmosphäre herbeigeführt. Im großen und ganzen wird jetzt die Atmosphäre in zwei mächtige Schichten eingeteilt, in die Troposphäre bis zu 11 Kilometer Höhe und die Stratosphäre von 11 bis etwa 70 Kilometer Höhe. Allerdings ist man bis 70 Kilometer auch mit Pilotballons noch nicht annähernd gelangt, und diese Ziffer beruht daher nur auf schätzungsmaßiger Berechnung. Die größte Höhe erreichte bisher ein Pilotballon von Belgien aus, der bis 29 Kilometer aufstieg. Die beiden Schichten der Troposphäre und Stratosphäre sind nicht nur ziemlich deutlich gegeneinander abgesetzt, sondern haben auch recht verschiedene Eigenschaften. In der Troposphäre spielt sich das große Drama vom Werden und Vergehen der Wolken ab, wenigstens so weit die gewöhnlichen Formen in Betracht kommen. Außerdem nimmt, von vorübergehenden Ausnahmen in der Nähe des Erdbodens zur Wintersonne abgesehen, die Temperatur in dieser Schicht stetig ab, bis sie 55 Grad unter dem Gefrierpunkt erreicht hat. Die Grenze gegen die darüber liegende Stratosphäre wird zuweilen deutlich sichtbar. Den meisten Wolken wird dort Halt geboten, und auch die Rauch- und Staubmassen, die bei großen Vulkanausbrüchen in die Luft gepafft werden, steigen nur bis zu dieser Grenze auf, um sich dann seitlich auszubreiten. Auch an den Dämmerungserscheinungen läßt sich die Bedeutung dieser Grenze beobachten. Die Frage ist nun, wie die Atmosphäre jenseits jener Höhe von 70 Kilometer beschaffen ist. Daß sie dort noch nicht zu Ende sein kann, und daß nicht etwa der sogenannte leere Weltraum bereits anfängt, kann man aus der Tatsache schließen, daß das Aufleuchten von Meteoriten schon in bedeutend größerer Höhe bis zu 2000 Kilometern erfolgt. Ob sich nun die Stratosphäre ohne wesentliche Veränderung noch erheblich weiter hinauf erstreckt, oder ob dort wieder eine neue Schicht beginnt, das war bisher ganz ungewiß. Nach den Studien von Dr. A. Wegener in der „Physikalischen Zeitschrift“ wäre die zweite Annahme wahrscheinlicher. Die Dämmerungserscheinungen, die nach heftigen vulkanischen Katastrophen in der Gestalt eigentümlicher Farben beobachtet worden sind und ihren wunderbarsten Ausdruck einige Jahre nach dem Ausbruch des Krakatau in der Sundastraße als leuchtende Rauchwolken fanden, haben darauf schließen lassen, daß gerade in den Höhen unmittelbar jenseits von 70 Kilometern ganz neue Verhältnisse eintreten. Diese leuchtenden Wolken sind vielleicht als Massen von glühendem Wasserstoff zu erklären gewesen. Von den Bestandteilen des Luftmeeres ist die erst seit anderthalb Jahrzehnten allmählich bekannt gewordene Elementengruppe des Argon viel zu schwer, um in einer so großen Höhe noch vorhanden sein zu können. Der Stickstoff, der Hauptteil der unteren Schichten des Luftmeeres, könnte vielleicht bis 70 Kilometer hinauf reichen. Dann aber müßte eine Zone beginnen, die nur aus den leichtesten Gasen, nämlich vorzugsweise dem Wasserstoff bestünde. Dieser Wasserstoffmantel der Erde würde auch die Schicht sein, in der die Meteore ihre leuchtende Bahn ziehen.

Geographisches.

Die Entwicklung des Tschadsees. Der anlässlich des Marokkoshagers viel genannte Tschadsee in Afrika stellt in geographischer Hinsicht ein recht interessantes Objekt vor. Seine mehr oder minder genaue Erforschung datiert erst seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als eine englische Expedition nach Sudan drang und die erste Aufnahme des Sees machte. Nach der von ihr entworfenen Karte, die die „Deutsche Rundschau für Geographie“ (Heft 11) als Beilage zu einer Notiz über den Tschadsee bringt, ist der See von Osten nach Westen stark ausgedehnt und im Norden abgeplattet. Dieses Bild änderte sich im Laufe der Zeit beträchtlich, denn als der Deutsche Gustav Nachtigal 1871/72 den Sudan bereiste, fand er den dritten Teil des Sees, besonders im Osten, von einem inelastischen Archipel eingenommen. Aber auch an der West- und Südseite zeigte die Lagunenküste große Schwankungen und war die Grenze zwischen Wasser und Land sehr schwer zu ziehen.

Die neueste und beste Aufnahme des ganzen Tschadsees verdanken wir dem französischen Kapitän Lillo, der 1907/08 im Auftrage seiner Regierung arbeitete. Seine Karte zeigt, was schon die Aufnahme von Nachtigal als naheliegend erwiesen hatte: daß der See in fortschreitender Verkleinerung begriffen ist. Am stärksten ist der See im Norden eingeschrumpft, wo nahezu ein Drittel der Seefläche trocken liegt, oder nur von ungenügendhängenden Wasserstümpeln eingenommen wird. Da der Tschad ein abflußloser Becken ist, so ist das Zusammenschrumpfen der Seefläche offenbar auf geminderten Zufluß und steigende Verdunstung des Wassers zurückzuführen. Diese beiden Erscheinungen stehen ihrerseits im engsten Zusammenhang mit jenen Klimaschwankungen, die sich auch im Stande anderer Binnenseen und in den Gletscherschwankungen äußern. Die Erforschung aller dieser Vorgänge befindet sich zurzeit erst im Anfangsstadium, und es wäre der geographischen und meteorologischen Wissenschaft wirklich gedient, wenn die Regierungen auch nur einen kleinen Teil der Mittel, die heute für Strafexpeditionen und ähnliche schöne Dinge verpulvert werden, der friedlichen Forschungsarbeit zuwenden wollten.